

**MITTEILUNGEN  
DES HISTORISCHEN VEREINS  
DER PFALZ**

112. BAND

Herausgegeben von Paul Warmbrunn

**SONDERDRUCK**

Speyer 2014

---

Verlag des Historischen Vereins der Pfalz e.V.



„MAN MUSS AUCH MAL LOSLASSEN KÖNNEN“.  
VOM HAMMERWERFEN IN DER PFALZ

„Man muss auch mal loslassen können!“ Dieser Satz wird zum Imperativ für jeden Hammerwerfer. Er ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, steuert seine Bewegungen und Gedanken. Diesen Imperativ nicht zu befolgen, hieße sich nutz- und sinnlos im Kreise zu drehen, in einem „Tanz von Kraft um eine Mitte“<sup>1</sup>, anstatt im rechten Moment los- und dem Hammer sein Ziel zu lassen.

Nun wird der komplexe Bewegungsablauf selten philosophisch gesehen; in der Praxis des Trainings und vor allem des Wettkampfes geht es um die Weite und um nichts als die Weite. Dennoch soll im Folgenden die Sportart nicht nur als technische Disziplin – als die sie den meisten Zuschauern bekannt sein dürfte<sup>2</sup> – näher beschrieben, sondern ihre Bedeutung in zwei Aspekten dargestellt werden:

Der erste Abschnitt widmet sich der Sportdisziplin selbst; er wird die leichtathletische Disziplin Hammerwerfen und die verwandte schwerathletische Disziplin Rasenkraftsport vorstellen. Er speist sich aus der individuellen Erfahrung des Autors im Hammerwerfen, seiner und die seiner Schützlinge Erfolge. Die Erfolgsgeschichte dauerte etwa ein Dutzend Jahre, von der Mitte der 1960er Jahre an. Die Athleten prägten und veränderten bald erheblich ihren kleinen Sportverein in der Nordpfalz, die Turn- und Sportgemeinde (TUS) Alsenz. Ihre zunächst enge lokale Bedeutung wird durch Verweise auf die „Kollegen“ anderer Vereine oder auf Hammerwerfer früherer Zeiten erweitert.

Im zweiten Abschnitt wird versucht, die Epoche dieser Erfolgsdisziplin einzubetten in die Welt des gesamten Dorfes, also Auswirkungen des Sports auf die Gesellschaft des Dorfes und der Region zu zeigen. Es wird deutlich werden, wie sehr sich die Identifikation mit dem Sport zur Identifikation mit einer ganzen Region ausweitet. Es erscheint durchaus erlaubt, von Spuren einer eigenständigen Kultur zu sprechen, die es ohne die Hammerwerfer nicht gegeben hätte<sup>3</sup>. Die Sportart generierte eine Lebenswelt, die wir anhand von Urkunden, die sportliche Erfolge bestätigen,

---

1 Zitat aus Rainer Maria Rilke, *Der Panther*. In: *Der ausgewählten Gedichte erster Teil*, Wiesbaden 1951, S.72.

2 Die Beschreibung der Disziplinen Hammerwerfen und Rasenkraftsport, ihre Technik, die Geräte selbst sowie die Ranglisten der Meisterschaften auf pfälzischer, nationaler und internationaler Ebene sind so leicht im Internet zu finden, dass sich eine Erwähnung erübrigt.

3 Wir sprechen im gesamten Artikel nur von (männlichen) Hammerwerfern, da Damen in Deutschland erst seit 1991, international seit 1997 und olympisch seit 2000 zugelassen sind. Die Frankfurterin Betty Heidler hielt den 2011 aufgestellten Weltrekord mit 79,42 m, ehe die Polin Anita Włodarczyk beim Istaf Berlin am 31.8.2014 den Weltrekord auf 79,58 m verbesserte.





Abb. 1: Der Autor 1967/68 auf dem „Schießplatz“ in Alsenz. Man beachte, dass keinerlei  
Vorsichtsmaßnahmen getroffen waren, der heute erforderliche „Käfig“ fehlte.

1 1951, S. 22.  
2 Die Beschreibung der Disziplin Hammerwerfen und Kaskadensport, ihre Technik, die Geräte  
selbst sowie die Ranglisten der Meisterschaften auf nationaler, nationaler und internationaler  
Ebene sind so leicht im Internet zu finden, dass sich eine Erwähnung erübrigt.  
3 Wir sprechen im gesamten Artikel nur von (männlichen) Hammerwerfern, da Damen in Deutsch-  
land lediglich hier den Weltrekord mit 79,42 m, die Holger-Wahlberg-Weltrekord mit 79,28 m verpasste.  
beim Weltrekord am 31.8.2014 den Weltrekord auf 79,28 m verbesserte.



## 1. Hammerwerfen und Rasenkraftsport

Hammerwerfen wird gemeinhin als Randsportart bezeichnet, im tatsächlichen Wortsinne, weil es bei regionalen Wettkämpfen außerhalb, am Rande der großen Stadien ausgetragen wurde. Zu groß erscheint die Gefahr von Verletzungen. Selbst bei großen, internationalen Wettkämpfen findet Hammerwerfen nur dann statt, wenn keine anderen Wettkämpfer gefährdet sind. Randsportart auch deshalb, weil nicht übermäßig viele Athleten sich dieser Disziplin verschreiben. Umso erstaunlicher, wenn es gelingt, für ein gutes Jahrzehnt eine Hochphase zu initiieren und zu bewahren, in der diese Disziplin den gesamten Verein und damit eine ganze Region beherrscht. So war das in 1960er und 1970er Jahren in Alsenz.

Die Aufzählung der Fakten, die Auflistung der erzielten Weiten reicht nicht aus, sie wäre auch rasch ermüdend. Doch wie können die weitaus interessanteren Antriebe der Protagonisten, ihre Mentalitäten, Einstellungen und Haltungen dargestellt werden? Woran könnte man sie noch heute ablesen? Die Erlebnisse der Athleten, erfreulich oder schmerzhaft empfunden bei Siegen oder Niederlagen, Anekdoten, die heute unglaublich erscheinen, sie alle ergäben ein buntes Bild einer vergangenen Welt des Sports in seiner Region und seiner Zeit. Zeitungsberichte würden aufschlussreich sein, zweifellos. Doch auch sie sind ja schon gefiltert, da von Interessen gesteuert. Einen objektiveren Blick erlauben dagegen die Urkunden, die jeder siegreiche Teilnehmer zur Bestätigung seiner Wettkampfleistung erhält. In gleichem Maße wie die historischen schriftlichen Urkunden, die Historiker im Archiv suchen, repräsentieren auch sie einen „maßgebenden Niederschlag des öffentlich-politischen Lebens“.<sup>4</sup> Sie spiegeln den Zeitgeist; auch sie können, ebenso wie Sportvereinsfahnen, als „Kultur- und Zeitzeichen“<sup>5</sup> betrachtet und interpretiert werden. Sie sollten, wie der französische Historiker Philippe Ariès zu Recht schreibt, anerkannt werden als „Dokumente des Lebens und der Sensibilität, ebenbürtig der Literatur und den Papieren in den Archiven. Seither ist das ikonographische Dokument für mich eine bevorzugte Quelle der Inspiration und der Dokumentation. Die Bilder, denen ich auf meinen Reisen nachjagte, wo immer die Hand eines Künstlers oder eines Handwerkers sie hatte entstehen lassen, weckten meine Neugier,

4 Ahasver von Brandt, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*, Stuttgart u. a. 1959, S. 97f.: „Urkunden und Akten zusammen stellen den schriftlichen Niedergang der Geschäftstätigkeit ihrer Zeit dar: der rechtlichen und politischen wie auch der wirtschaftlichen. Insbesondere bilden sie den maßgebenden Niederschlag des öffentlich-politischen Lebens, nämlich als Dokument von Recht und Gesetzgebung, Verwaltung, innerstaatlichen Verhältnissen und internationalen Beziehungen, Krieg und Frieden usw.“ Selbst im Formalen findet man Übereinstimmung, wie von von Brandt gefordert: „Die Urkunde ist ein unter Beobachtung bestimmter Formen ausgefertigtes und beglaubigtes Schriftstück über Vorgänge rechtlicher Natur“ (Ebenda, S. 98): Ort, Datum, erzielte Weite als Geschäftsvorgang, Benennung des Geschäftsvorganges (Kampfspiele, Deutsche Meisterschaft etc.), Korporation, das ist der gastgebende Verein, und die Unterschrift. Selbst die früher übliche mündliche Vereinbarung wird durch die sogenannte „rechtssymbolische“ Handlung, z. B. den Handschlag bei der Überreichung der Urkunde, vorgefunden.

5 Vergleiche auch den Beitrag von Ludger Tekampe, „Sportvereinsfahnen als Kultur- und Zeitzeichen“ in diesem Band.





Abb. 2 und 3: Urkunden von 1963 und 1971

warfen Fragen auf, orientierten ein Forschungsinteresse.“<sup>6</sup> Als solche „ikonographischen Dokumente“ bieten sich die Wettkampfurkunden an. Die Auswahl ist schwierig, subjektiv und in dieser Beschränkung problematisch. Sie unterliegen modischen Strömungen, werden gewählt nach Vorlieben der Veranstalter, nicht zuletzt bestimmen Kostengründe ihre Auswahl. Aus der Vielzahl von Namen und Formen mögen vier Beispiele näher beleuchtet werden, um eine Interpretation zu wagen:

Für kleine Vereine waren Leichtathletikwettkämpfe eine große Anstrengung, die nur mit einer bewährten Schar ehrenamtlicher Helfer gemeistert werden konnten. Den Fußballplätzen waren Weitsprunggruben, Laufbahnen oder betonierte Wurfringe nur angegliedert. Der schmale Etat verlangte permanente Einsparungen, so konnten nur kleine Urkunden in DIN-A5-Format verliehen werden. Alte Urkunden wurden wieder verwendet, der frühere Wettkampftag mit einem Papierstreifen überklebt, auf den die erforderlichen neuen Daten – zuweilen handschriftlich – eingetragen wurden.

Einen großen Anteil nehmen die Urkunden von „Kampfspiele“ ein: Alsenztal-Kampfspiele, Internationale Moseltal-Kampfspiele in Trier, Nationale Bad Kreuznacher Jahn-Kampfspiele, um nur einige aus dem eigenen Konvolut zu nennen. Zu

<sup>6</sup> Philippe Ariès, Ein Sonntagshistoriker. Philippe Ariès über sich, Frankfurt am Main 1990, S.111.



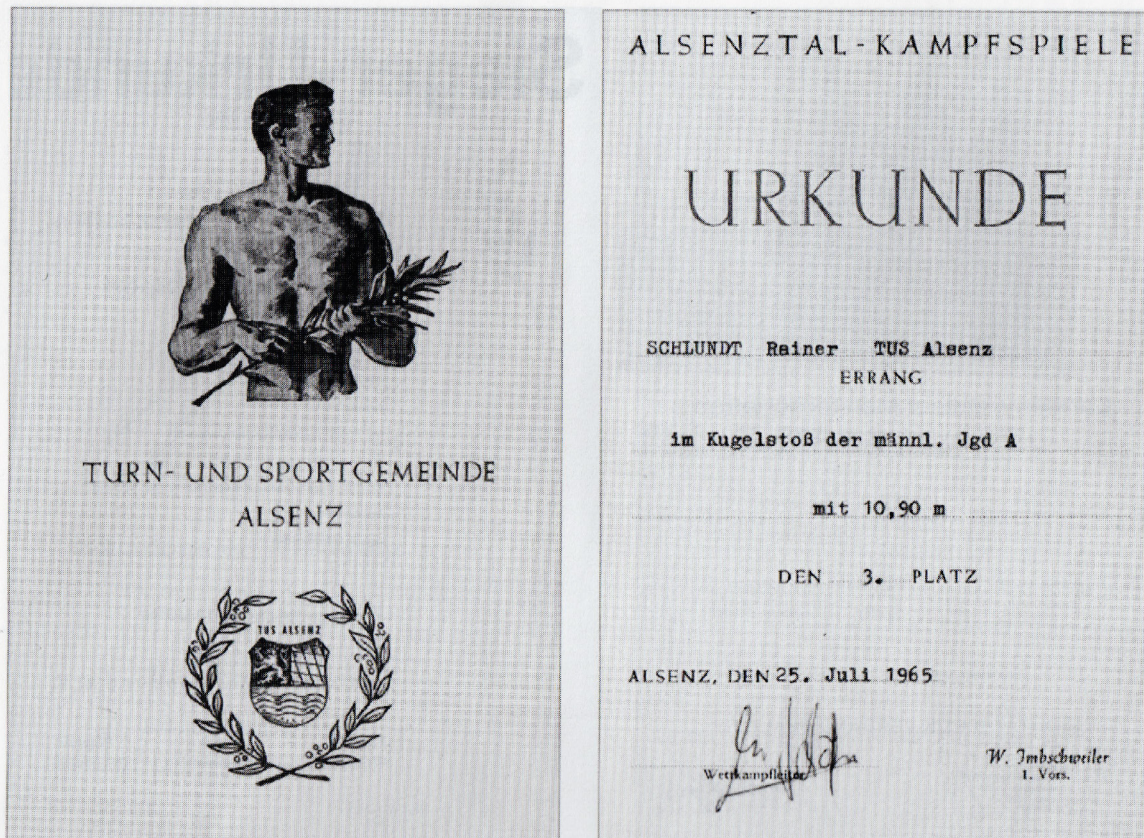


Abb. 4 und 5: Urkunde von 1965

nennen wäre auch die „Glückauf-Kampfbahn“ in Gelsenkirchen. Die Bezeichnungen dokumentieren am ehesten eine Mentalität, die sich aus Traditionen speist. Nun werden für solche Wettkämpfe, die alljährlich einen Höhepunkt des Vereinslebens und dadurch zur Institution geworden sind, schon aus Sentimentalität ohne große Bedenken die Namen beibehalten. Man könnte ihnen aber auch ein rechtes, vielleicht sogar nationalsozialistisches Gedankengut unterstellen, zumal dann, wenn man die Körperdarstellungen betrachtet.

Auch wenn manche Urkunden mit Darstellungen eines idealtypischen Athleten geschmückt sind, die der Werkstatt des nationalsozialistischen Bildhauers Arno Breker hätten entstammen können, lehnen wir es entschieden ab, in diesen Urkunden und den ausstellenden Vereinen, den Helfern oder Sportlern rechtes Gedankengut oder gar Handeln erkennen zu wollen.<sup>7</sup>

Der Name Jahn-Kampfspiele z.B. enthält eigentlich sich widersprechende Aussagen: Friedrich Ludwig Jahn verstand sein Turnen als Vorbereitung zum militärischen Kampf, Kampfspiele als „Leibesertüchtigung“ für junge Männer; die Sportwissenschaft sieht heute den Zusammenhang zwischen den reaktionären Schriften

<sup>7</sup> Wir übersehen dabei nicht die Kontinuität konservativen oder rechten Gedankengutes, das die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik durchaus mit beeinflusste; doch in dieser spezifischen Variante erkennen wir sie nicht.



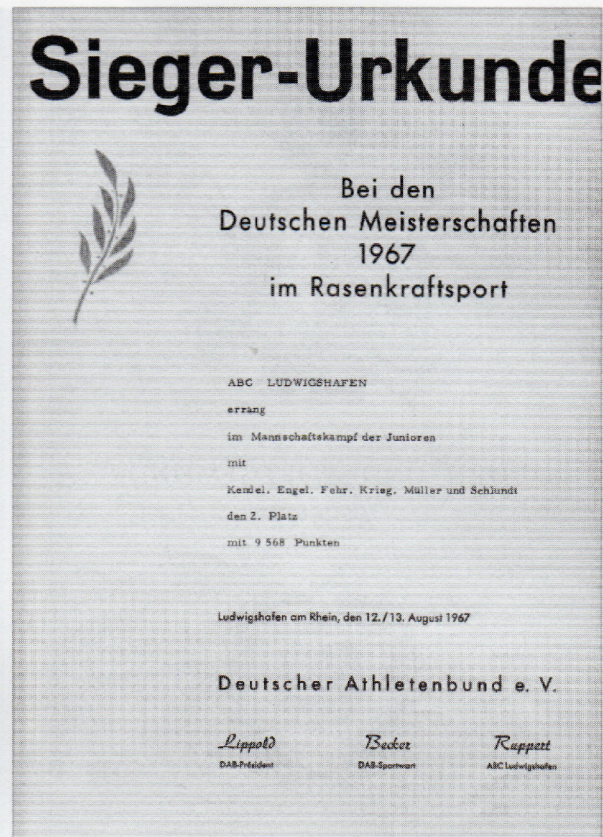


Abb. 6 und 7: Urkunden von 1965 und 1967

Jahns und nationalistischem Schrifttum, aber auch die Facette des idealistischen Aufklärers. In dieser Perspektive verweisen die schmückenden Details wie das Lorbeerblatt, der Lorbeer- oder Eichenkranz auf dem Kopf, oder ein stilisierter Lorbeerfries auf klassische Vorbilder<sup>8</sup>. Es erscheint eher, dass Auswirkungen des wirkmächtigen Klassizismus im 19. Jahrhundert das Bild der Urkunden geprägt haben. Zumal mit dem Klassizismus die Mentalität des Guten, Reinen mit dem Sport als Selbstzweck eher zu verbinden war. Nun erhält das Suffix „Spiele“ größeres Gewicht, weil es das unbeschwerte und unbewertete, fröhliche Treiben betonen sollte, in dem erst – wie Friedrich Schiller postuliert – der Mensch zum Menschen wird.<sup>9</sup>

Nicht wenigen, damals noch klassisch geschulten Bürgern wird seine Ballade „Die Kraniche des Ibykus“ (1797) bekannt gewesen sein, die vom „Kampf der Wagen

<sup>8</sup> Lorbeer dürfte einer „braunen“ Konnotation beraubt sein und eher in eine mythische Antike verweisen: Der damalige Bundespräsident Theodor Heuss hat das „Silberne Lorbeerblatt“ in verschiedenen Ausführungen als höchste sportliche Auszeichnung 1950 gestiftet; es wird bis heute verliehen.

<sup>9</sup> Friedrich Schiller (1759–1805), 15. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ [1793] In: Johann Christoph Friedrich von Schiller. Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Zwölfter Band, Stuttgart und Tübingen 1838, S.65: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Diesen Gedanken greift der niederländische Historiker Johan Huizinga (1872–1945) auf, der das Spiel als elementare Form der menschlichen Sinn-Findung thematisiert. Johan Huizinga, Homo ludens, Amsterdam 1939.



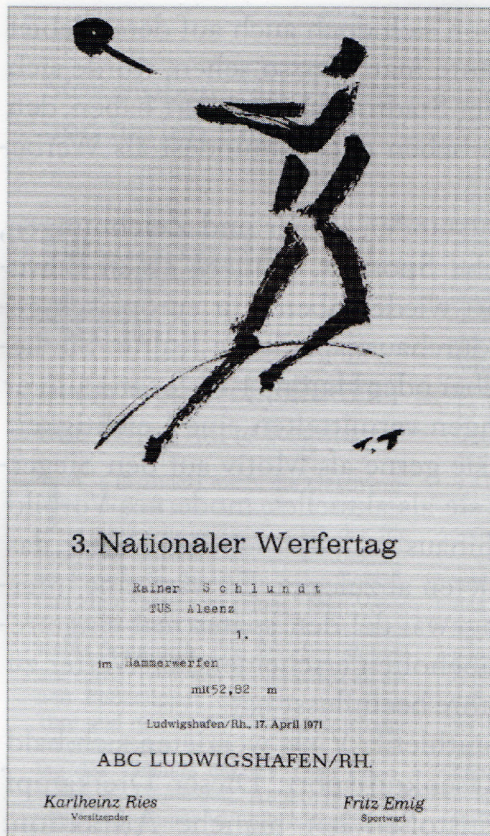


Abb. 8 und 9: Urkunden von 1971 und 1965

und Gesänge“, der „die Griechen froh vereint“<sup>10</sup>, singt. Wenn die Wettkämpfe „Sportfeste“ genannt werden, kommt die Anlehnung an das klassische Verständnis ebenso zum Ausdruck wie der Wunsch, das Ereignis aus dem Alltag herauszuheben. Auch wenn wir hier dem Bereich der Spekulation gefährlich nahe kommen, scheint diese Interpretation angemessener als der subtile Vorwurf rechten Gedankengutes. Es sei auch daran erinnert, dass das größte Sportereignis „Olympische Spiele“ genannt wird!

Eine interessante Abwandlung zeigen dann die Urkunden von „Kampfspielen“ mit künstlerischen Stadtansichten. Sollen sie – über den zweifelsfreien Auftrag der

Deutsche Übersetzung: Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, Rowohlts deutsche Enzyklopädie Bd. 21, Hamburg 1956.

10 Friedrich Schiller, Die Kraniche des Ibykus [1797]. In: Reinhold Netollitzky (Hg.), Dramatische Dichtungen II und Gedichte (Gesammelte Werke in drei Bänden II). Gütersloh 1965, S.793–798.

„Zum Kampf der Wagen und Gesänge,  
Der auf Korinthus' Landesenge  
Der Griechen Stämme froh vereint,  
Zog Ibykus, der Götterfreund.  
...

Der nackte Leichnam wird gefunden,  
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,  
Erkennt der Gastfreund in Korinth  
Die Züge, die ihm teuer sind.  
„Und muß ich so dich wieder finden,  
Und hoffte mit der Fichte Kranz  
Des Sängers Schläfe zu umwinden,  
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“



Werbung hinaus – ein Vorschlag sein, ein Angebot, sich doch auch auf dem Gebiet des Sportes mit der Stadt zu identifizieren? Könnte man dies so sehen, würde sich in der Einstellung der Bevölkerung, wenigstens der Stadtoberen etabliert haben, den Sport in einen größeren politischen Rahmen zu heben oder zumindest als Werbeträger anzuerkennen.

Im Umkreis der Olympiade 1964 in Tokio entstanden Poster und Zeichnungen, die in dicken Tuschestrichen nicht eine statische Sportart, sondern einen Bewegungsablauf des Athleten der jeweiligen Sportart wiedergaben. Für europäisch geprägte, westliche Betrachter repräsentierten sie durchaus japanische Kultur. Sie ließen selbst so gewichtige Athleten wie Gewichtheber oder Hammerwerfer anmutiger und dynamisch erscheinen. Die Tuschezeichnungen vermittelten eine Leichtigkeit des Sports, selbst des Hammerwerfens, so dass sie gerne als Motiv auf den Siegerurkunden verwendet wurden. Natürlich wurden sie als aktuelles, modernes Vorbild übernommen. Doch sie demonstrierten darüber hinaus auch den subtilen Drang, das Klischee oder das Image des schwerfälligen Athleten abzulegen. Es wäre eine interessante Frage, inwieweit dieser angestrebte Imagewandel den später real eingetretenen Wandel vom schwergewichtigen, etwas unbeholfen erscheinenden Werfer zu dem durchtrainierten Modellathleten heutiger Jahre beeinflusst hat.

Hammerwerfen zählt als Disziplin zur Leichtathletik. Viele wendeten sich bald einer Disziplin der Schwerathletik zu, dem Rasenkraftsport. Dieser Dreikampf aus Hammerwerfen, Gewichtwerfen und Steinstoßen bot manche Attraktion: Der Athlet konnte mehr Wettkämpfe absolvieren, und es gab relativ schnell gute Platzierungen oder Meisterschaften. Denn die Disziplin war in Gewichtsklassen eingeteilt, so dass auch leichtere Werfer eine Chance hatten, und im Dreikampf konnte man die Schwächen anderer Teildisziplinen „ausbügeln“. Neben den erzielten Plätzen des Einzelnen gab es noch eine Mannschaftswertung, die Aussicht, das Siegertreppchen zu erklimmen, hatte sich potenziert.<sup>11</sup>

Augenscheinlich hat der selten ausgetragene Wettkampf nichts von seiner Faszination verloren, weder bei Athleten noch bei heutigen Jugendlichen. Der Autor des folgenden Artikels – immerhin erschienen in der renommierten Frankfurter Allgemeinen Zeitung – jedenfalls scheint sich in seiner Beschreibung von Wettkampf, Technik und Geschichte der Disziplin den Emotionen der Athleten nicht entziehen zu wollen.<sup>12</sup>

Sportvereine, die in der Pfalz eine starke Leichtathletik-Abteilung führten, waren überschaubar; die Athleten, die Hammerwurf oder Rasenkraftsport betrieben, untereinander bekannt; einige Namen seien genannt: Lothar Hery, Dieter

11 Eine kleine, aber angenehme Attraktivität lag auch darin, dass es bei den Rasenkraftsportlern im Gegensatz zu den Leichtathleten kleine Geschenke zu den Urkunden gab.

12 Siehe Anmerkungen zu Abbildung 10. Arkadi Syrov besuchte 2013 die 11. Jahrgangsstufe des Albert-Einstein-Gymnasiums Frankenthal. Dort engagiert er sich seit langem in der Arbeitsgemeinschaft „Jugend schreibt“ unter der Leitung seines Lehrers Frank Ipsen. Die AG ist eingebettet in das Projekt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, die jeden Mittwoch von den eingesandten Beiträgen die besten veröffentlicht. Der Abdruck des Artikels in diesem Buch geschieht mit Erlaubnis des Autors; wir danken ihm, seinem Lehrer und der Schulleitung des Gymnasiums, die solch ein durchaus aufwendiges Projekt unterstützt.



## Steinstoßen: Mit Wucht und harten Regeln.

# Fliegende Steine

In der Welt der Steinstoßer herrschen harte Regeln

Es fasziniert mich, die Geschwindigkeit des Anlaufs in den Abstoß umzusetzen“, sagt der für den TSG Eppstein werfende Konstantin Steinfurth, „es ist ein tolles Gefühl, den Stein fliegen zu sehen.“ Sein Vater ist der 68-fache Meister im Steinstoßen Klaus Steinfurth. Die Sportler stehen auf einem Feld, das ein bisschen an einen Fußballplatz erinnert, nur ohne Tore und mit einem Hammerwurfnetz an einer Ecke. Es ist der erste Werferstag des Turniers des TV 1848 Edenkoben in Flemingen. Angetreten sind neun Teilnehmer in unterschiedlichen Gewichtsklassen, was förderlich für die Motivation ist, denn so gibt es nur Gewinner. Die Steine fürs Steinstoßen sind schwarz oder dunkelblau.

Steinstoßen ist eine alte Sportart. Steine wurden in der Urgeschichte als Wurfgeschosse verwendet, und daraus entwickelte sich ein Spiel. Laut Reiseberichten wurde in Basel schon im 13. Jahrhundert steingestoßen, und im 15. Jahrhundert gab es auf den Schützenfesten in Deutschland Steinstoßen als Spiel. Offiziell wurde Steinstoßen zum ersten Mal 1860 beim ersten Deutschen Turnfest in Coburg vorgestellt. Bei den Deutschen Meisterschaften im Ringen und Gewichtheben 1913 wurden die ersten Meister im Steinstoßen ermittelt. Heute gehört Steinstoßen dem Rasenkraftsport an und wird von dem Deutschen Rasenkraftsport- und Tauzieh-Verband beaufsichtigt.

Wie für jede offizielle Sportart gibt es klar festgelegte Regeln. So werden die Sportler nach Altersklassen und nach Geschlecht aufgeteilt. Zum Beispiel müssen Männer von 20 bis 29 mit einem Stein von 15 Kilogramm antreten, und Frauen von 20 bis 29 stoßen mit einem 7,5 Kilogramm schweren Wurfgerät. Außerdem ist festgelegt, dass der Stein auch beim Anlauf von ungefähr 15 Metern nur einarmig getragen werden darf.

In der modernen Version des Steinstoßens wird ein drei bis 15 Kilogramm schwerer Metallquader einarmig so weit wie möglich gestoßen. Es ist aber auch möglich, mit einem Naturstein zu stoßen. „Ich habe lange Zeit Leichtathletik gemacht. Dann kam ich über einen Kollegen zum Rasenkraftsport und damit zum Steinstoßen“, erzählt Stefan Münch, ein Industriemeister Energietechnik in einem blauen Jogginganzug, der seit 13 Jahren den Stein stößt. Er ist Mitglied im TV Edenkoben. „Ein Ehemaliger Vereinskamerad hat mit dem 15 Kilogramm schweren Stein einen Deutschen Rekord gestoßen. Er hat den alten Rekord von 8,90 Meter auf 9,41 Meter verbessert, aber dann wurde der Stein nochmal gewogen, und er war wenige Gramm zu leicht.“

„Es läuft manchmal gut, manchmal schlecht, und genau das ermuntert einen, immer weiterzumachen und beim nächsten Mal noch besser zu sein“, ergänzt sein Sohn Marcel Münch, der seit fünf Jahren Steinstoßen ausübt. „Es ist möglich, überall zu trainieren“, sagt Vater Stefan Münch, „man kann einfach einen Stein nehmen und auf ein Feld gehen.“

Eine besondere Variante des Steinstoßens ist das sogenannte Ultrasteinstoßen. „Beim Ultrasteinstoßen geht es darum, den Stein so weit wie möglich fallen zu lassen“, sagt Markus Geier, der amtierende Meister im Ultra-Stein-Duathlon in der Altersklasse Männliche Jugend B. In dieser Altersklasse wird zweimal gestoßen, das erste Mal mit einem 12,5 Kilogramm schweren, das zweite Mal mit einem 25 Kilogramm schweren Stein.

Bei den erwachsenen Männern wiegt der Stein 25 beziehungsweise 50 Kilogramm, 15 und 30 Kilogramm bei den Frauen und 12,5 und 25 Kilogramm bei den Senioren. Doch hier wird mit zwei Armen gestoßen, da man sonst einen 25 Kilogramm schweren Stein nicht hochheben könnte. „Ich kann es nur jedem empfehlen, das Steinstoßen einmal auszuprobieren. Man kann sich durch fleißiges Training schnell verbessern“, betont Stefan Münch.

Arkadi Syrov  
Albert-Einstein-Gymnasium, Frankenthal

Abb. 10

Artikel in der  
Frankfurter  
Allgemeinen Zeitung,  
16. Oktober 2013



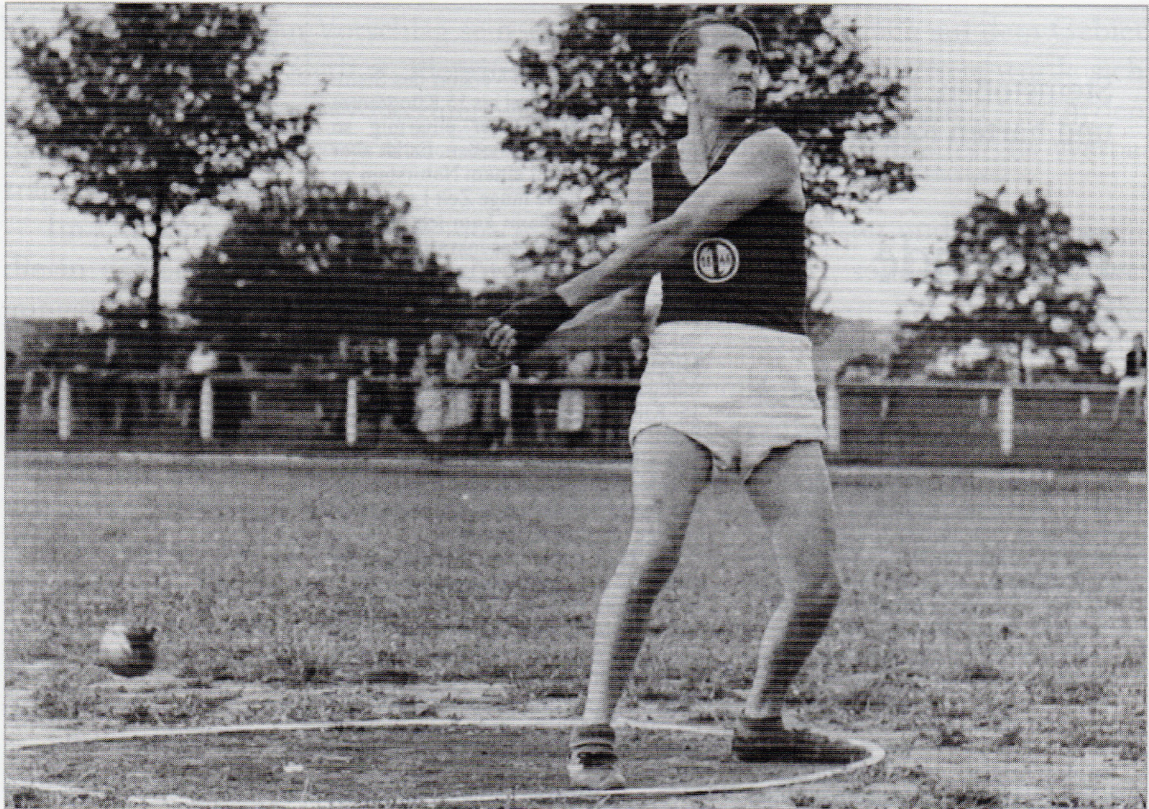


Abb. 11: Karl Hagenburger 1948, als er für den TSV 1846 Mannheim startend Badischer Landesmeister im Hammerwurf wurde.

Bohrmann, Heinrich Kendel, Manfred Fehr, Manfred Klaiber und Fritz Schoch vom Athletik- und Ballsportclub (ABC) Ludwigshafen unter Betreuung von Erich Bremicker, Hermann Krieg aus Annweiler, Norbert Müller aus Speyer und der Autor aus Alsenz, der im Rasenkraftsport auch für den ABC startete, weil Alsenz nicht dem Schwerathletikverband angehörte. Gerhard Thiele und Jürgen Hoffmann aus Zweibrücken unter ihrem Vereins- und späteren Landestrainer Manfred Walzer, die Jugendlichen Hans-Georg Frankfurter, Harald und Fritz Klein, sowie Klaus Zepp aus Alsenz, die vom Autor trainiert und von Abteilungsleiter Manfred Schäfer betreut worden waren.

Erzielen Sportler über längere Zeit hinweg große Erfolge, bleiben sie vielen Generationen in Erinnerung. So ist Karl Hagenburger als pfälzischer Repräsentant dieser Disziplin noch heute Vielen bekannt.<sup>13</sup>

Das Kaleidoskop der eigenen Urkunden ist subjektiv und zufällig entstanden. Die Ansätze der Interpretation sind erste Schritte in einem bisher unerforschten Terrain.

<sup>13</sup> Karl Hagenburger war eine faszinierende Persönlichkeit. 1920 in Ludwigshafen geboren, war er einer der bundesweit wenigen Sportler, die es in zwei ganz unterschiedlichen Sportarten bis in die Weltspitze schafften. Als Jugendlicher betrieb er Kraftsport, stellte 1936 mit 45,60 m den deutschen Jugendrekord im Hammerwerfen auf und holte zahlreiche Titel als Junior. Nach dem Krieg war er Hessen-Pfalzmeister im Hammerwerfen, Süddeutscher Meister, Südwestdeutscher



Freilich müssten sie durch weitere Vergleiche mit den Instrumentarien der Bild- und Sportwissenschaften vertieft und verifiziert werden. Alle Arten und Formen vorzustellen konnte – auch aus Platzgründen – nicht Aufgabe sein. Aber auch die wenigen Beispiele können trotz einiger Vorbehalte als Dokumente des Zeitgeistes gelten, schaffen ihre „verschiedene(n) Aspekte der gleichen Erscheinungen“ doch eine „Welt von Bedeutungen“<sup>14</sup>. Sie spiegeln das Selbstverständnis des Sports und der Vereine: Anfängen von der kleinen, notwendigerweise preiswerten und lange Zeit in gleicher Aufmachung gefassten Urkunde der Dorfvereine, über die großen, zuweilen zweiseitigen Urkunden großer Stadtvereine mit bewährten klassischen Motiven und Namen, die bald mit bekannten Motiven für ihre Stadt werben sollten, bis hin zu den japanischen, etwas abstrakteren Tuschezeichnungen auf den „modernen“ Urkunden, die durchaus auf eine angestrebte Affinität zu dem Wettkampf schlechthin, zu den Olympischen Spielen verweisen könnten.

## 2. Der Sport wird zum Identitätsstifter für eine Region

Die Urkunden, Plaketten oder Zeitungsartikel sind mehr als Zeugnisse vergangener sportlicher Erfolge. In ihrer ursprünglichen Funktion wären sie heute lediglich Posten in Statistiken und Fachleuten bekannt. Sie bezeugen, wie eine Sportart einen Verein und eine Region während eines Zeitraumes prägte. Sie werden zu Identitätsofferten für ein ganzes Dorf, für eine ganze Region und für mehrere Generationen. Womit erreichten Sportler und Verein diese Aufgabe? Das Beispiel des Vereins TUS Alsenz kann der Autor aus 50jähriger Erfahrung am besten beschreiben.

Die materiellen Voraussetzungen des Vereins sprachen zunächst nicht für große Erfolge. Leichtathletische Disziplinen wurden mit Erfolg ausgeübt, Fußball dominierte, mit der „exotischen“ Sportart Hammerwerfen konnte man wenig anfangen, stand ihr aber auch nicht im Wege. Im Laufe der Jahre kamen überregionale Erfolge, der 6. Platz des Autors bei den Deutschen Jugendmeisterschaften in Bremerhaven war ein Durchbruch. Die Zustimmung in Verein und Region wuchs ebenso wie das Interesse der Öffentlichkeit, Jugendliche griffen zum Hammer, Erfolge und

---

Meister, Badischer Meister und 1962 Deutscher Meister in seiner Altersklasse. Als Mitglied der Nationalmannschaft absolvierte er mehrere Länderkämpfe.

Der Sohn eines Jägers und Wurftaubenfabrikanten in Ludwigshafen kam sehr früh mit seiner zweiten Sportart Wurftaubenschießen in Berührung. Mehrere Deutsche Meisterschaften, Erfolge bei Welt- und Europameisterschaften und die Betreuung der Nationalmannschaft, z.B. bei der Olympiade in München, verschafften ihm weltweite Reputation. Er verstarb am 28. November 2011 im Alter von 91 Jahren in Eisenberg. (Das Foto und alle Angaben nach freundlichem Hinweis und ausführlichem Bericht dankenswerterweise von Asmus Kaufmann, Sportbund Pfalz.)

14 Otto Gerhard Oexle, „Une science humaine plus vaste“. Marc Bloch und die Genese einer Historischen Kulturwissenschaft. In: Peter Schöttler (Hg.), Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer, Frankfurt a. M./New York 1999, S.116.





Abb. 12: Lehrgang für die pfalzbesten Werfer, 14. März 1970, v.l.n.r.: M. Walzer, G. Hoffmann, H. G. Frankfurter, Rainer Schlundt, Gerhard Thiele, Fritz Klein und Harald Klein. (Foto Privatbesitz des Autors)

Presseberichte häuften sich, die Akzeptanz weit über das Dorf hinaus war erreicht: Hammerwerfer aus Alsenz waren in der Pfalz bekannt und anerkannt.

Hinter dieser stichpunktartigen Aufzählung verbergen sich Schwierigkeiten, die ein kleiner Verein erst allmählich meistern konnte. Die Wettkämpfe fanden auf einem idyllisch gelegenen Platz statt, einem alten Steinbruch, in dem früher ein Schützenverein seinen „Schießplatz“ eingerichtet hatte, weshalb der Name beibehalten wurde. Den Käfig für den Hammerwurf richtete man erst später ein. Die mit Draht bespannten eisernen Rahmen, von einem einheimischen Schmied gefertigt, wurden mit Hilfe der Werfer eingebaut. Eine teure Hantel mit mehr Gewichtsscheiben und manchem Zubehör wurde angeschafft, dies wurde natürlich erst dann vom Verein genehmigt, als die Erfolge sich eingestellt hatten.

Die Wettkämpfe – die berühmten Alsenztal-Kampfspiele – waren immer gut besucht gewesen, nun waren sie zur Attraktion weit über die Nordpfalz hinaus geworden – was nicht nur den sportlichen Erfolgen, sondern auch einer eingespielten Organisation zu verdanken war. Für Verpflegung war gesorgt, selbstlose Hausfrauen hatten Kuchen gebacken, es gab Würstchen und Bratwürste. Wichtig wurde eine große Schar bewährter Kampfrichter. Sie waren durch Lehrgänge und Erfahrungen geschult, wurden sogar eigens von anderen Vereinen angefordert, sie waren eine wichtige Stütze und Multiplikatoren.



Ehrenamtliches Engagement war nicht nur bei den Helfern angesagt. „Natürlich“ bezahlten wir unsere Fahrkarten zu den Wettkämpfen selbst, selten gab es später Benzinzuschuss. Mancher kaufte sich einen Hammer selbst. Erst nach ein paar Deutschen Meisterschaften sponsorte die Firma Adidas den Autor mit einem Paar der teuren Hammerwurfschuhe.

Erstaunlicherweise wurde die „Randsportart“ vom Leichtathletikverband Pfalz (LVP) durch Lehrgänge gefördert. Im Winter rief der frühere Diskuswerfer, Olympiateilnehmer 1928 und spätere Geschäftsführer Ernst Paulus<sup>15</sup> die jungen Talente alle 4 bis 6 Wochen auf dem Sportplatz der TSG „Im Buchenloch“ in Kaiserslautern zum Training zusammen. Nach einigen Erfolgen wurden als pfälzische Vertreter Hermann Krieg aus Annweiler und der Autor zum bundesweiten Lehrgang nach Mainz eingeladen. Die hervorragenden Bedingungen an der Universität verdeutlichten unsere eigene, im Vergleich armselige Situation, die Konkurrenz unter den ehrgeizigen Teilnehmern vereitelte einen allzu großen Wissens- oder Technikzuwachs<sup>16</sup>.

Später war Zweibrücken als eine Art Leistungszentrum etabliert, dort fanden die Lehrgänge statt. Als mehr Hammerwerfer aus Alsenz kamen als aus Zweibrücken, hielt man Lehrgänge auch in Alsenz ab. Es war möglich geworden, weil alle materiellen Standards vorhanden waren. Es war nötig geworden, weil man den einheimischen Werfern die Reverenz nicht verweigern konnte. Beide Gründe honorierten die Arbeit des Vereins und die erbrachten Leistungen der Athleten. Nicht nur im begrenzten pfälzischen Raum waren die Leistungen aller Achtung wert; zum Vergleich seien die Weiten dieser Jahre genannt: 1967 errang Dieter Bohrmann vom ABC Ludwigshafen mit einem Pfalzrekord von 56,03 m die Deutschen Meisterschaften im Rasenkraftsport, die Bestleistung des Autors lag später bei 56,80 m. Uwe Bayer (1945–1993), der unbestrittene Star dieser Disziplin, errang bei den Olympischen Spielen 1964 in Tokio den 3. Platz mit 68,09 m. 2013 konnte bei den Deutschen Meisterschaften mit 69,40 m der 3. Platz erreicht werden, den 9. Platz erlangte Dimitri Ulajew vom 1. FCK mit 57,21 m. Weiten im Bereich von 60 m waren also damals Bestweiten, der Ungar Gyula Zsivótzky warf damals als erster über 70 m. Die Entwicklung der Technik – heute werfen alle Athleten nach vier, damals nur nach drei Drehungen, die Verbesserung des Materials, der Trainingsmöglichkeiten und -methoden erbringen heute Bestweiten von über 80 m. Damals waren die

---

15 Ernst Paulus (1897 Marburg—1986 Berlin) nahm als Diskuswerfer 1928 an den Olympischen Spielen in Amsterdam teil und war Fahnenträger der Mannschaft. Der 2,02 m große Athlet errang Siege im Diskuswerfen und im Hürdenlauf, wurde nach dem Krieg Trainer und in den 1960er Jahren Geschäftsführer des Leichtathletikverbandes Pfalz in Kaiserslautern. In dieser Zeit trainierte er die Jugendlichen der Pfalz, die durch Leistungen im Wurfbereich aufgefallen waren. (Alle Angaben freundlich mitgeteilt von Martin Schwarzweiler, Geschäftsführer des Sportbundes Pfalz und Vorsitzender des Vereins Pfälzische Sportgeschichte.) Seine Rolle für mich lag wohl darin, dass zum ersten Mal eine anerkannte Persönlichkeit über den Verein hinaus meine Leistungen honorierte und förderte. Interessant war für uns Jungen auch der etwas geheimnisvolle Aspekt, dass sein Bruder Friedrich Paulus der legendäre Generalfeldmarschall war.

16 Diese Lehrgänge sollten an sechs Wochenenden stattfinden. Doch nach vier Lehrgängen sah sich der Leichtathletik Verband Pfalz angeblich nicht mehr in der Lage, einen Teil der – minimalen – Kosten zu übernehmen. Damit war der hoffnungsvolle Vorstoß in die bundesdeutsche Spitze erst einmal verzögert.



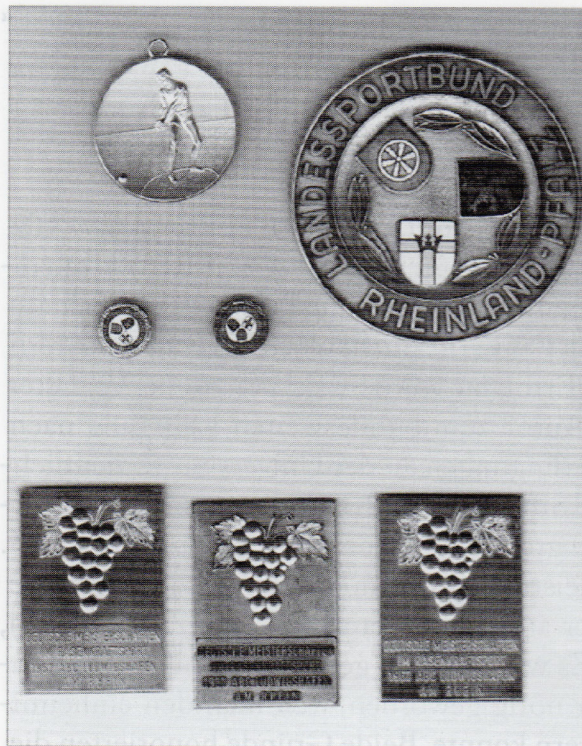


Abb. 13: Plaketten und Auszeichnungen  
Abb. 14: Gerd Hornberger, rechts

pfälzischen Werfer von der Deutschen Leistungsspitze nicht allzu weit entfernt. Die jeweiligen Verbände honorierten diese Leistungen mit den entsprechenden Plaketten und Auszeichnungen.

Der Verein TUS Alsenz hatte sich auch einen Namen gemacht bei dem langjährigen, verdienstvollen Vorsitzenden des LVP Gerd Hornberger. Er hatte lange Jahre die pfälzischen Leichtathleten „väterlich“ geführt, war stets ansprechbar, auch und gerade für die kleinen Vereine. Die Erfolge, die in der Pfalz während dieser Jahre erzielt worden waren, sind ohne ihn kaum denkbar<sup>17</sup>.

Eine Liste der Siege bei Wettkämpfen oder Meisterschaften kann und soll hier nicht erstellt werden. Doch der größte Erfolg der Alsenzer Vereinsgeschichte sei erwähnt: 1970 errang die Mannschaft der TUS Alsenz die Jugendmeisterschaft im Rasenkraftsport in Gießen, vor solch etablierten und großen Vereinen wie Bayer Leverkusen oder Göttingen. Welch ein Erfolg! Der Verein war stolz und ehrte seine Sieger mit einem Festball. Das ganze Dorf feierte mit, die „Helden“ wurden mit der

<sup>17</sup> Gerd Hornberger war in den 1930er Jahren einer der erfolgreichsten deutschen Sprinter. Mit der 4x100-Meter-Staffel wurde er zweimal Europameister und bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin Dritter. Er startete zunächst für den FK Pirmasens, seit 1936 für Eintracht Frankfurt. Nach dem Krieg baute er den Pfälzischen Leichtathletikverband auf, von 1948 bis 1970 war er dessen Vorsitzender, danach Ehrenvorsitzender. Seine Verdienste wurden mit dem Goldenen Ehrenring des Deutschen Leichtathletikverbandes, den nur zehn lebende Sportler erhalten, gewürdigt, sowie mit dem Hans-Braun-Gedächtnispreis und dem Bundesverdienstkreuz. 1970 übergab er „seinen Verein“, wie Presse und Außenstehende gerne und mit vollem Recht formulierten, an Erich Bremicker vom ABC Ludwigshafen.



goldenen Vereinsnadel ausgezeichnet. Es war offenkundig, dass die Bevölkerung des Dorfes und der Region, wenigstens große Teile, auf diese Sportler besonders stolz waren. Hatten sie doch erreicht, was ihnen sonst verwehrt war: Bekanntheit, Ruhm, Teile einer „Elite“ – darauf musste ein Dorf lange warten, darauf durfte man mit Recht stolz sein!

Nun, was ist heute davon geblieben? Wenig Materielles. Der „Schießplatz“ mit seinen Leichtathletikanlagen wurde gefleddert, manche Geräte gestohlen, Tennisplätze gebaut zu Zeiten des Booms. Rührend in der Rückschau die Auflage des Vereins: Die neuen Tennisplätze mussten 60 m vom Wurfring entfernt angelegt werden, Bewahrung der Erinnerung und Hoffnung zugleich.

Damals wurde durch die Leistungen zweifellos Identität gestiftet, entwickelte sich Stolz auf „meinen“ Verein und „meine“ Athleten. Dieser Stolz wirkt lange nach, noch bis heute. Er wurde Teil der kulturellen Kommunikation zwischen den Generationen, die man gemeinhin „Geschichte“ nennt. Solch ein Stolz ist heute besonders wichtig, da den Menschen in diesen Regionen vieles, fast alles genommen worden ist und noch wird. Ihre Eigenheit ist nicht mehr gefragt, ihre dörfliche Struktur, die wenigstens eine bescheidene Art von Autarkie erlaubte, wurde beseitigt, in den meisten Fällen nicht verursacht durch eine anonyme Globalisierung, sondern durch politischen Nivellierungs-Willen. In einem Wort: Die Menschen haben ihre Heimat verloren, auch wenn sie noch in den gleichen Häusern wohnen wie vor 50 Jahren. Sie wurden einer gleichförmigen Gegenwart überlassen, die keine regional- oder mental-spezifische Zukunft mehr erlaubt. Geblieben ist ihnen Erinnerung und Stolz auf eine Vergangenheit, die einige von ihnen meisterhaft gestaltet und wobei sie mitgewirkt haben.

Niemand darf ihnen verübeln, dass sie diesen Stolz bewahren möchten, dass sie ihre Region auch durch solche Identitätsangebote als ihre Heimat, ihre „portable Heimat“, um einmal Heinrich Heine zu zitieren, verstehen und bewahren möchten. Es ist ihnen nicht zu verübeln, dass sie stolz darauf sind, dass „ihr“ Dorf einmal „ein kleiner Ort mit großer Leistung“ war.

Dabei geht es lediglich vordergründig nur um Sport. Hinter der sichtbaren, erlebbaren Folie von Wettkämpfen und den erbrachten Leistungen ist mehr zu spüren: Die Menschen spüren, dass etwas langsam verschwindet, dass etwas verloren zu gehen droht, wie es der Eifeler Schriftsteller Manfred Lang formuliert: „Unmerklich hat sich alles verändert, die soziale Struktur, das Aufeinanderwiesensein, das Zusammenleben. Es ist, als seien die Dörfer eingeschlafen, und die Menschen in Schlafdörfern wieder wachgeworden, in die sie nach der Arbeit einkehren zum Schlafen und Privatleben, und nach dem Arbeitsleben zum Sterben. Alles sieht noch so aus wie „früher“, aber die Dörfer unserer Kindheit sind verschwunden, haben sich nicht räumlich, sondern inhaltlich verflüchtigt. Wir sind heimatvertrieben zu Hause geblieben.“<sup>18</sup> Und da Heimat oftmals erst beim Verlust erfahren wird, möchten sie davon erzählen, sie möchten, dass ihnen jemand zuhört, sich wirklich

---

18 Manfred Lang, *Träumeland ist abgebrannt. Neue Eifel an alter Stelle*, Hillesheim 2012, S.34.



jemand für sie interessiert. Dabei hilft ein wenig Ruhm, der für kurze Zeit auch sie in das helle Licht einer größeren Öffentlichkeit gestellt hat. Und davon zu reden, auch etwas zu schwärmen, manchmal vielleicht etwas zu übertreiben – das zählt zu der notwendigen Kommunikation untereinander und zwischen den Generationen. Denn sie wissen, oder spüren zumindest, „die Liebe zu dem, was ist und einst war, schließt weder Phantasie noch Kreativität aus, verhindert aber, dass Zerstörung zur obersten Maxime wird [...]; auslöschen, das muß man nie, und wenn etwas von selber verschwindet, dann sollte man darauf achten, dass man sich die Erinnerung daran bewahrt.“<sup>19</sup>

Der Provinz, und der Nordpfalz insbesondere, wird seit vielen Jahren übel mitgespielt. Umso wichtiger sind und werden diese Erzählungen als individuelle und kollektive „Erfahrungslandschaften“, um das Bedürfnis nach Geborgenheit, nach Heimat als „anthropologische Konstante“ zu bewahren.<sup>20</sup>

Die Urkunden belegen, welche Leistung einzelne Sportler erbrachten, ihre Ausstrahlung erfasste einen ganzen Ort und die Region. Sie erheben die Orte aus einem ansonsten gleichförmigen Alltag. Sie reflektieren die sportliche Entwicklung, die auf der Basis der gesellschaftlichen Situationen entstehen konnte. Insofern bieten sie Orten und Regionen in diesen Jahren die Chancen zur Identifikation, sie werden zu Zeugnissen einer spezifischen Kultur. Deshalb ist die Erzählung vom Hammerwerfen und seinen politisch-kulturellen Aspekten in der Pfalz unbedingt notwendig gewesen. So mutiert der sportlich-technische Rat an den Hammerwerfer: „Man muß auch mal loslassen können“ zur dringlichen, mentalen – nur ein klein wenig sentimental – Bitte an den Sport und seinen Ort als den Hort der Erinnerung: „Man kann und darf nicht loslassen!“

### 3. Ein Nachtrag, nicht ganz ernst gemeint ...

Der Beitrag vom „Hammerwerfen in der Pfalz“ eröffnet einen Blick in die kulturelle Vergangenheit einer Region, die sich durch den Sport legitimiert hat. Bleibt er lediglich eine regionalhistorische Reminiszenz? Keineswegs, wenn wir andere Dimensionen beachten:

Hammerwerfen bringt mehr, als man als Außenstehender glaubt, es kann als zutreffende Metapher für die Politik stehen, ist die beste Vorbereitung für eine politische Laufbahn: Man dreht sich drei oder sogar viermal um die eigene Achse, ändert also genauso oft seine Meinung, bleibt dabei immer im „Käfig“ der eigenen Überzeugung, lässt dann nach einer komplexen Rotation seinen Hammer, respektive seine Meinung los und wartet gelassen oder gespannt, wo er einschlägt. Das Loch im

---

19 Ariès, Sonntagshistoriker (wie Anm. 6) S.117.

20 Heinz Schilling, Heimat und Globalisierung. Skizzen zu einem ausgreifenden Thema, S.606, 590. In: Heidrun Alzheimer et al. (Hg.), Bilder – Sachen – Mentalitäten. Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag, Regensburg 2010, S.589–606.



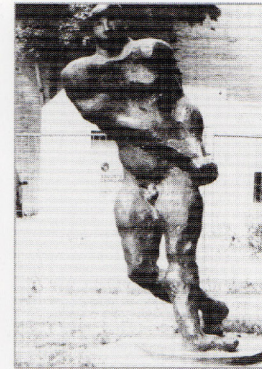
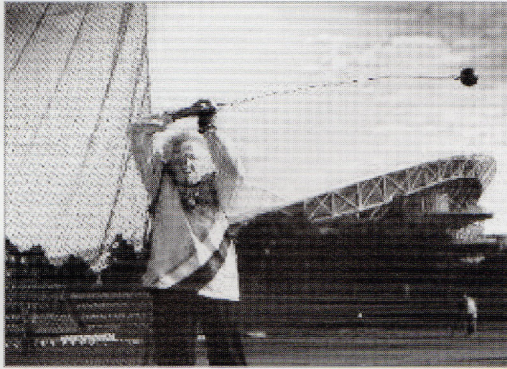


Abb. 15: Die Australierin Ruth Frith mit 100 Jahren beim Wettkampf

Abb. 16: Uwe Beyer

Abb. 17: Statue eines Hammerwerfers im Sportinstitut der Universität Mainz

Rasen ist nicht zu übersehen, die Grasnarbe ist verletzt und heilt oftmals auch nach Jahren nicht zu.

Unserer heutigen, dank des demographischen Wandels immer älter werdenden Gesellschaft sollte ein gänzlich anderer Aspekt zu denken geben. Mit, oder dank des Hammerwerfens kann man über 100 Jahre alt werden und dabei noch laufend Weltrekorde in seiner – zugegeben nicht allzu großen – Altersklasse aufstellen.<sup>21</sup>

Auch wenn das die staatliche Rentenkasse über Gebühr belasten sollte – das Wohlfühlen einer ganzen Generation stellt einen Wert an sich dar!

Einer mediengewohnten Gesellschaft und vor allem der heutigen, auf mediale Aufmerksamkeit versessenen Jugend, sollten die Chancen deutlicher bekannt gemacht werden, die Hammerwerfen bietet. In den 1960/70er Jahren war Uwe Beyer der unumstrittene Star der Hammerwerfer. Seine Leistungen brachten Medaillen, sein Aussehen Erfolge beim Film (als Siegfried in „Die Nibelungen“) und in den Medien (Starfoto in der Jugendzeitschrift „Bravo“)<sup>22</sup>. In Mainz ziert die Statue eines Hammerwerfers das Sportinstitut der Universität, in Mainz-Bretzenheim ist eine Straße nach ihm benannt. Mehr ist kaum zu erreichen!

---

21 Mit diesen Leistungen beeindruckte die Australierin Ruth Frith, die mit 100 Jahren imposante Leistungen erbrachte und mehrere Weltrekorde aufstellte. Näheres siehe im Internet unter diesem Namen.

22 Weitere Angaben über Uwe Beyer sind leicht im Internet zu finden.